

Der Mob

Ein Erzählung von Borik Breuer

Er steht immer noch in der Ecke. Der Mob. Der Wischmob, den ich vor knapp einem Jahr erworben habe. Nun, wer hätte ihn sonst schon gekauft, kaum jemand verwendet heute noch einen Mob, noch dazu einen ausgefranst, mit abgeschlagener, rot lackierter Federstahlstange und einem schwarzen Kunststoffgriff. Doch für mich war es der wohl entscheidenste Kauf meines Lebens, noch immer rätsle ich, ob der Verkäufer über das besondere Geheimnis der Haushaltshilfe bescheid wusste.

Heute regnet es. Wie schon seit Tagen, kein erbauliches Frühsommerwetter. Doch auch das kann mir meine Stimmung nicht trüben, nicht seit ich der Besitzer dieses wundersames Mobs bin, oder besser gesagt, seit er bei mir ist, seit er mich begleitet. Damals, an diesem besonderen Tag, dem Tag, als ich den Mob kaufte, strahlte die Sonne vom Himmel, man konnte den, vom Azorenhoch hereinströmenden Hochsommer, förmlich riechen. Ich wachte an diesem Sonntag schon gegen sieben Uhr auf, blieb noch etwas in den Federn, blätterte in alten Magazinen, holte mir den Kaffee ins Bett, lauschte den Frühnachrichten. Ich hatte keine Eile. Für den Mittag war ich bei Freunden zum Essen eingeladen, was auch der Grund war, dass ich mein Frühstück auf den Kaffee beschränkte. Mein Freund Helmut kochte ausgezeichnet und sehr üppig. Gegen halb zehn drehte ich mich aus dem Bett, duschte, rasierte mich, räumte die Küche auf, schaltete den Geschirrspüler ein. Schön langsam bekam ich meinen Haushalt in den Griff, schaffte es, alle Notwendigkeiten zu erledigen, sodass die Wohnung recht adrett blieb, ohne in einen Putzwahn zu verfallen.

Schon am Vorabend hatte ich entschieden, dass ich für diese Einladung einen Anzug tragen würde. Zwar wäre ich der einzige, der nicht in Jeans und T-Shirt am Tisch sitzen würde, aber es würde zumindest für etwas Gesprächstoff sorgen. An meinem dreißigsten Geburtstag hatte ich, von einem kleinen Rausch getragen, verkündet, dass ich an meinem vierzigsten Geburtstag ein Lagerfeuer entzünden würde, entfacht mit allen meiner Jeans und ich fortan nur noch Anzüge tragen würde. Es waren noch ein paar Jahre hin bis zu diesem Termin, und dass ich nun immer häufiger meine alten Anzüge auftrug, hatte eher praktische Gründe. Ich besaß keine Waschmaschine. Zwar war im Haus eine Waschküche eingerichtet, doch bis zum nächsten Waschtermin wurde mir die Freizeitkleidung meist zu knapp und ich sparte meine Jeans für die Wochenenden mit den Kindern auf, um mit ihnen herumtollen zu können. Anfangs fühlte ich mich unwohl und angestarrt in dieser ungewohnten Kleidung. Doch das legte sich bald, ich erkannte auch die Vorteile von Sakko und Bundfaltenhose. Im Sakko waren

Geldbörse, Mobiltelefon und Notizblock ständig griffbereit und die genitale Freiheit einer Bundfaltenhose ist sonst wohl nur in einer Raverjean, deren Pinkelzipp erst bei den Knien endet zu erreichen. Das Auftragen der alten Anzüge hatte nicht zuletzt einen sehr profanen, praktischen Grund. Die Scheidung, die neue Wohnung und die zu berappenden Alimente fraßen mein Beamtengehalt auf.

Nach der Morgentoilette schlüpfte ich in meinen blauen Anzug. Er saß immer noch ausgezeichnet, wie damals, als ich ihn bei meiner Hochzeit erstmals getragen hatte. Um nicht allzu geschneigelt aufzutreten verzichtete ich auf eine Krawatte.

Punkt halb Elf verließ ich das Haus. Um meinen Appetit anzukurbeln hatte ich beschlossen zu Fuß, in einem gemütlichen Spaziergang, dem Mittagsmahl entgegenzuschlendern. Nach meiner Schätzung würde ich etwa eine Dreiviertelstunde für die Wegstrecke benötigen, es würde also noch genug Zeit bleiben, um in einem Gastgarten ein kleines Bier zu trinken. Ich bog sogleich in die Koppstraße ein um die schnurgerade Allee in Richtung Innenstadt zu durchwandern. Ich liebte diese Straße; die hochgewachsenen Kastanienbäume rechts und links der Fahrbahn schlossen sich etwa fünfzehn Meter über der Fahrbahn zu einem grünen Kuppeldach. So blieb der Weg kühl und schattig, nur vereinzelt schafften es Lichtstrahlen das Blätterwerk zu durchstoßen, kleine Scheinwerfer, die hie und da auf ein vorbeifahrendes Auto schossen, oder aber den Spaziergänger im Nacken kitzelten. In einem dieser Spots glitzerte ein Spinnennetz, dass von der Antenne eines geparkten Autos zum Türrahmen gespannt war. Ich blieb stehen, bewunderte das Kunstwerk, zündete mir eine Zigarette an und schlenderte, mit einer tiefen inneren Zufriedenheit, wie ich sie lange nicht mehr verspürt hatte, weiter. Im Gehen erinnerte ich mich an den Tag, als mir die Schönheit dieser Straße erstmals aufgefallen war. Es musste wohl schon fünfzehn Jahre her sein, als ich im Mannschaftstransportwagen hier lang gekarrt wurde. Ich war noch ein Grünschnabel, frisch von der Polizeischule und noch nicht an die harten Nachtdienste gewöhnt. Wir wurden zu einem Fußballspiel gefahren, wo wir uns von besoffenen Fans zwei Stunden lang beschimpfen, bespucken, mit Bierdosen bewerfen lassen durften.

Damals hatte ich noch keine Erfahrung mit den Fahrten in den Mannschaftstransportwagen und war somit nicht dementsprechend ausgerüstet. Die Busse stammten aus den Sechzigerjahren waren gebraucht von der deutschen Polizei gekauft worden. Die glatten Holzbänke waren unbequem, unmöglich eine längere Zeit halbwegs ohne Beschwerden zu sitzen und in den Kurven rutschten wir ineinander. Außerdem purzelten bei jeder Richtungsänderung oder einer Bodenwelle die Plexiglasschilder, die Helme, Schienbeinschützer, Brustpanzer, Gummiknüppel lang, Gummiknüppel kurz und

allerlei anderer Firlefanz durch den Wagen. Jeder von uns hatte mindestens zwölf Stunden Nachtdienst hinter sich, ich hatte tags zuvor noch die Überwachung einer Botschaft absolviert und war somit schon neunzehn Stunden im Einsatz. Wir waren allesamt müde und demotiviert, ich kämpfte noch mit einem besonderen Übel. Meine Haut vertrug das Polyester der Uniformhosen nicht. Meine Beine und mein Hintern waren übersät mit Pickeln. In der Falte zwischen meinem rechten Oberschenkel und der Arschbacke hatte sich eine schmerzhafteste Fistel gebildet. Wenn ich mit dieser auf der Holzbank sitzen musste wurde mir nach kurzer Zeit vor Schmerz übel. Drehte ich mich nach links, um die entzündete Stelle zu entlasten, schlug, bei jeder kleinen Fahrbahnebenheit, die der hart gefederte Bus an uns weiterleitete, die Spitze des Waffenholsters gegen die betreffende Stelle, was mir die Tränen in die Augen stiegen ließ.

Wie gesagt, ich war damals noch ein Grünschnabel. Heute würde ich bei einer solchen Fahrt komfortabel, auf meinen aufblasbaren Pölsterchen, sitzen, oder mich krank gemeldet haben.

Und doch erhellte mir die Schönheit dieser Baumgalerie damals die Stimmung, noch lange dachte ich an diesem Tage an diese besondere Straße, und heute erinnerte mich die Straße an meine Fistel am Arsch.

Im Nachdenken war ich an eine Straßenkreuzung gelangt, vor der ich automatisch anhielt. Als ich mich schon vergewissert hatte, dass kein Fahrzeug meine Überquerung gefährden würde, bemerkte ich im Haus neben mir ein Eckbeisl, und davor einen kleinen Schanigarten mit vier Tischen. Alle Plätze waren frei, wie auch sonst ich noch keinem Fußgänger auf meinem Weg begegnet war, selbst der Fahrzeugverkehr kaum spürbar war. Die Temperatur musste selbst in der schattigen Allee schon an die 28° betragen haben, sodass vermutlich der Rest der Stadt bereits in Bäder oder Schrebergärten geflüchtet war. Ein Blick auf die Uhr zeigte mir, dass ich erst zwanzig Minuten unterwegs war, und schon beinahe die Hälfte des Weges hinter mich gebracht hatte. Auf der Schwelle zum muffigen Schankraum bat ich den Wirt mir ein Bier in den Schanigarten zu bringen. Ich setzte mich auf einen der Holzklappsessel, der mich wieder an die harten Bänke der Polizeibusse erinnerte, mir entwich ein leises Lächeln. Während ich auf mein Bier wartete, beobachtete ich zwei Kinder, die in einer kleinen Parkanlage auf der gegenüberliegenden Straßenseite spielten. Es waren ein Bub und ein Mädchen; Geschwister vermutete ich. Der Junge, so schätzte ich, dürfte an die drei Jahre alt sein, seine Schwester an die Sieben. Das Mädchen versuchte offenbar ihren Bruder davon abzuhalten auf dem Hosenboden einen begrünten Hügel hinunterzurutschen. Der Bub quittierte ihre überzogenen Räsonen, mit welchen sie wohl ihre Mutter nachspielte, mit einem verschmitzten Grinsen, entwand sich ihrer Hand, und ließ

sich seitlich den Hügel hinabrollen. Nun blickte das Mädchen rasch nach oben zum nächstliegenden Haus, ließ sich ebenso fallen und kullerte ihrem Brüderchen hinterher. Ab der Hälfte des kleinen Berges versperrten mit eine Reihe Büsche die Sicht, so konnte ich das Vergnügen der Kinder nur durch deren Gekudere erahnen. Ein Rufen ließ das Lachen verstummen. Nun wusste ich auch den vorangegangenen Blick des Mädchens zu deuten. Eine Frau war auf dem Balkon im dritten Stock des betreffenden Hauses erschienen und rief die Kinder nach oben. Ein letzter Blick auf die Kinder wurde mir verwehrt, da der dicke Wirt sich vor mir aufbaute, mein Bier auf den Tisch knallte und sogleich die Zeche verlangte, was so üblich sei im Schanigarten, wie er mir versicherte.

Ich bezahlte und wischte mir mit den Fingern einen Tropfen Bierschaum, den der Wirt auf mein Sakko geschleudert hatte, vom Revers. Dabei blieb ich kurz am Revers hängen, ein stechender Schmerz im Finger zog die Hand reflexartig weg. Ein Blutstropfen sammelte sich auf der Spitze meines linken Mittelfingers. Ich lutschte ihn ab und untersuchte mein Sakko nach der Ursache des Unfalles, der mir sehr gelegen kam, denn die Tränen, die mir nun über die Backen liefen, hatten sich schon vor dem Kontakt meines Fingers mit der Nadel in meinem Anzug in den Bindehäuten angesammelt. Die Tränen entsprangen dem Anblick der spielenden Kinder, die mich an meine beiden erinnerten, die ich seit der Scheidung nur noch jedes zweite Wochenende bei mir haben konnte. Ich ließ meine Tränen laufen, würde sich jemand nach der Ursache erkundigen, könnte ich meinen Finger als profane Ursache des Schmerzes vorweisen. Das Blut aus der Fingerspritze entsprang wiederum dem Stich einer Nadel, die im Revers des Sakkos gesteckt hatte. Diese dürfte ein Andenken an die Hochzeit vor sieben Jahren sein. Mit ihr wurde ein kleines Blumensträußchen befestigt, dass alle Hochzeitsgäste als solche auswies. Obgleich der Anzug nun schon mehrmals gereinigt wurde, hatte sich die Nadel, zwischen zwei Stoffschichten, jahrelang verstecken können. Ich ließ die Nadel stecken, ich fand es praktisch immer eine dabei zu haben, außerdem war sie, neben den Kindern und dem Anzug an sich, eine der wenigen greifbaren Erinnerungen an meine Ehe.

Nachdem ich zwei Zigaretten geraucht, das Bier ausgetrunken und ein paar Spatzen beim Streit um einen Brotkrumen beobachtet hatte, machte ich mich wieder auf den Weg. Ich hatte länger ausgeruht, als ich geplant hatte, mir war schleierhaft, wo die Zeit geblieben war, also beschleunigte ich meine Schritte um nicht zu spät zur Tafel zu erscheinen. Eine Gasse weiter musste ich kurz halten, da eben ein PKW ausparkte, vollgepackt mit Kühltasche und Picknickdecke. Ich erkannte darin die Kinder aus dem Park. Der kleine Junge saß im Kindersitz, versuchte die Haare seiner Schwester zu erreichen, diese wusste, wie weit sie sich ihrem wilden Bruder nähern durfte und neckte ihn, da er sie nicht erwischte. Durch die offenen Seitenscheiben hörte ich das

herzliche Lachen der Kinder, die Mutter, die sie zur Ruhe ermahnte und ich konnte meiner Hand gerade noch gebieten, sich nicht im Revers meines Sakkos zu verkrallen. Mit schnellem Schritt erreichte ich den Gürtel, die Grenze zwischen den Außenbezirken und der Innenstadt. Auch hier kaum Verkehr, wer nicht aus der Stadt flüchten konnte oder noch etwas zu erledigen hatte, sparte sich dies vermutlich für den späteren Nachmittag, nach dem Ende der Mittagshitze auf. Bar des Schutzes des Urwaldes der Koppstraße traf mich die Gluthitze wie eine Ohrfeige. Schweißperlen entsprangen Stirne, sammelten sich zu kleinen Bächen, verloren sich im Dickicht meiner Augenbrauen, tropften auf meine Nase, meine Wangen, oder liefen geradewegs über meine Schläfe in meinen Hemdkragen. Trotzdem verlangsamte ich meinen Schritt, denn die Tränen gingen im Meer von Schweiß unter, auch waren keine Passanten in Sicht.

Ich hatte die Burggasse erreicht, es war etwa dreiviertel Zwölf. Die letzten paar Gassen, würde ich locker in zehn Minuten genommen haben, um meinen Körper nicht noch mehr zu erhitzen, und in der Hoffnung, dass sich meine rotgeweinten Augen wieder normalisieren könnten, behielt ich den gemütlichen Schritt bei. Hier gab es keine Bäume, die die Sonne abgeschirmt, oder den milden Kastanienduft ausgeströmt hätten. Der einzige Schutz bot sich vereinzelt unter Geschäftsvordächern. Mein Telefon klingelte.

Ich zog mich, in alter Gewohnheit, in einen Hauseingang zurück, um in Ruhe sprechen zu können, obgleich hier heute niemand mein Gespräch gestört oder mitgehört hätte, auch fehlte es an Verkehrslärm, der mein Tun notwendig gemacht hätte. Trotzdem genoss ich die Kühle des Altbauportals und überhörte dadurch die ersten Sätze des Anrufers.

„Du verstehst das, wir verschieben das nur, nächste oder übernächste Woche; o.k?“

Helmut log noch etwas von >langer Nacht gestern< und >vergessen einzukaufen<, mir war klar, dass er sich wieder heftig mit seiner Freundin gestritten hatte, und jetzt vermutlich auf dem Gehsteig vor dem Haus, abgestürzt aus dem vierten Stock, ein duftender Braten in der Sonne schmoren würde. Scherzhaft überlegte ich, ob ich noch schnell hinlaufen sollte, um mir ein paar gute Bissen zu sichern, bevor die Hunde der Gegend das gutes Mahl zerrissen haben würden. Verwarf den Gedanken jedoch, schließlich trug ich meinen guten Anzug, und aus leidiger Erfahrung wusste ich, was da in weiterer Folge noch aus dem Fenster Fallen würde. Ein paar Bissen Hasenbraten wären den Preis eines Loches im Kopf, oder eine im Rücken steckende Bohrmaschine nicht wert.

Ich setzte mich auf die Bank in einer Bushaltestelle, rauchte eine Zigarette, ruhte etwas aus und überlegte, ob ich das geplatzte

Essen für einen Fasttag nützen sollte. Auf dem Papierkorb der Haltestellentafel war ein Reklamezettel aufgeklebt, der auf den, an diesem Wochenende stattfindenden, Flohmarkt in der Neubaugasse verwies. Meine Frau liebte Flohmärkte, wir ließen kaum einen aus, mir kam meist die anstrengende Aufgabe zu, mich mit den Kindern und dem sperrigen Kinderwagen durch die Menschenmasse zu pflügen, ohne dabei eines der Kinder zu verlieren, oder mit angestoßenen Passanten in Handgreiflichkeiten verwickelt zu werden.

Die Neubaugasse war nur einen Steinwurf entfernt, ich erinnerte mich an die ausgezeichneten Snacks und gemütlichen Bierstände, außerdem hatte ich Sehnsucht nach menschlicher Gesellschaft, dass mich auch das Gedränge auf dem Markt nicht verschrecken konnte.

Ich schlenderte durch den Markt, der wegen der außergewöhnlichen Hitze schwächer besucht war, als ich mich an meine letzten Besuche entsann. Es mochte auch sein, dass ich mich ohne Kind und Kegel einfach freier bewegen konnte und dadurch das Gedränge kaum wahrnahm. Ich verzehrte ein köstliches Kebab, spülte die Schärfe mit einem Becher Bier hinunter, warf hier und da einen Blick auf einen der Stände, die alten Krempel oder neue Reinigungswundermittel darboten. Ich war satt, durch die Hitze war mir das Bier in den Kopf gestiegen, was mich frei und zufrieden machte. Schon wollte ich mich auf den Heimweg machen. Meine Sehnsucht war, begleitet von leichter Radiomusik, in meiner Hängematte, nach ein paar Seiten Buchgenuss zu schlummern. Meine Hausmeisterin sah es zwar nicht gerne, wenn ich meine Liegestatt im Hof aufspannte, doch ich nahm an, dass sie den Nachmittag bei Ihrem Sohn auf dem Lande verbringen würde.

Aus den Augenwinkeln nahm ich plötzlich eine Gestalt wahr, die mich fesselte. Ich konnte nur einen kurzen Blick auf ihre Schönheit werfen, da wurde mir das Blickfeld durch einen Marktbesucher, der eine Kuckucksuhr aus der Menschenmasse zu retten versuchte, verstellt. Ich strebte in die Richtung, wo ich die schöne Erscheinung vermutete. In meinem inneren Auge sah ich sie noch vor mir, hellblondes, wuscheliges, Haar, in Rastazöpfen baumelten sie bis zum Nacken. Schmale Schultern, ein enganliegendes Kleid über ihrem zarten, sehr schlanken Körper. Schon bald müsste ich sie erreicht haben, ich schob mich noch an einem dicken, schwitzenden Paar vorbei, sah ihr Haar und stand vor dem Marktstand.

Nur stand da nicht das schöne, helle, schlanke Mädchen, hier lehnte ein alter Wischmob, mit dem Wischteil nach oben, musste er mich wohl irritiert haben, dass ich die wuscheligen Putzfäden für die Haare eines Mädchens hielt.

Aber ich war mir sicher, dass es nicht der Mob war, der meine Aufmerksamkeit erregt hatte.

Sie hatte hier gestanden, sie hatte mich angesehen, ich war mir verdammt so sicher. Gedankenverloren blickte ich in die Menge, fand jedoch nur eine Ansammlung schwitzender, lachender und besoffener Durchschnittsbürger.

„Ein schenes Stick. So a Qualität findst heit nimmer.“

Ertappt drehte ich mich um. Verlegen bemerkte ich, dass ich ein paar Locken des Mobs verträumt zwischen meinen Fingern rieb. Der Verkäufer mit dem seltsamen Dialekt versuchte sogleich mir das sperrige Gerät anzudrehen.

„Nur zwanzig Eiro heite. Da brauchts kein Staubsauger, ned amal an Aufreibfetzen mehr. Beste Qualität, kriegst heit nirgends mehr.“

Wir einigten uns auf zwölf Euro, und als ich den Stand verließ war ich davon überzeugt, dass der Händler vermutlich gerade unter dem Stand lag und sich zu Tode, lachte über einen Verrückten im altmodischen Anzug, der einen vierzig Jahre alten, ausgefransten Mob durch die Menge schleppte.

Ich war aber nicht bereit mich betrogen zu fühlen. Ich nahm mir vor, dass dieser Mob, dieser schlechte Kauf ein Markstein in meinem Leben sein würde. Er würde mich an die Sekunde erinnern, an den Augenblick, als eine Frau es wieder geschafft hatte, mich aus der Fassung zu bringen, ich wieder einen Hauch von Liebe und Leidenschaft in mir aufflammen fühlte. Der Mob würde mir Glück bringen, davon war ich überzeugt.

Etwas müde von meiner langen Wanderung und dem Biergenuss, fuhr ich mit dem Bus nach Hause. Ich musste kurz eingenickt sein, als mich jemand am Ellbogen rüttelte. Aus dem Dösen gerissen, schreckte ich hoch, sah auf dem Sitz neben mir jedoch nur den Mob, der mit dem Wischkopf gegen die Busscheibe gelehnt war. Ich konnte mir zwar nicht erklären, wer mich da wachgerüttelt hatte, in jedem Fall war ich glücklich darüber, da der Bus eben in meine Station einfuhr. Den weiteren Nachmittag verbrachte ich, wie ich es mir nach meinem Essen auf dem Flohmarkt ausgemalt hatte. Ich spannte meine Hängematte im Hof zwischen der Teppichklopfstange und dem Kirschbaum auf. Das Radio berieselte mich leise mit leichten Schlagern, ich glaube, ich schaffte es gerade noch das Buch aufzuschlagen und auf meine Brust zu legen, da war ich schon eingeschlafen. Ich musste so eine gute Stunde gedöst haben, da mich etwas am Ohr kitzelte. Auf meiner Nase baumelte ein Kirschgespann und ein Blick zur Seite erklärte mir sowohl den Kitzel am Ohr, wie auch die Ursache meiner, zur Obstablage umfunktionierten Nase. Zwei Mädchen aus meinem Wohnhaus hatten sich diesen Scherz erlaubt, kitzelten mich mit einem langen Grashalm hinterm Ohr, kicherten und fragten, ob meine

Tochter auch hier sei. Ich erklärte ihnen, dass meine Kinder erst am nächsten Wochenende wieder bei mir sein würden. Die Gören warfen mir zum Abschied noch zwei Hände unreifer Kirschen in die Hängematte und suchten laut lachend das Weite, als ich sie meinerseits mit den Früchten beschoss.

Der kurze Schlummer hatte mich erfrischt, ich zündete mir eine Zigarette an, wollte bis zum Sonnenuntergang noch ein paar Kapitel des Buches und den lauen Sommerabend genießen. Ich war ausgesprochen gut gelaunt, derart gut, dass ich mir für den Abend noch einen Besuch in einem Open-Air-Kino vornahm, als mein Blick die Fenster zu meiner Wohnung streifte.

Ich erstarrte, die Zigarette fiel mir aus dem Mundwinkel. Ich schloss die Augen, rieb sie mir, schaute noch einmal nach oben. Ich hatte mich nicht getäuscht. Hinter dem Fenster meines Wohnzimmers stand sie, das Mädchen, das vor ein paar Stunden auf dem Flohmarkt mein Herz schneller schlagen ließ. Aber wie konnte das sein, wie konnte sie plötzlich hier sein, noch dazu in meiner Wohnung. Die glühende Zigarette war unter meinen Rücken gerollt, ich zuckte zur Seite, konnte das Gleichgewicht nicht halten, stürzte aus der Hängematte und landete auf der Wiese auf einem kleinen Berg Kirschen, den die Mädchen für eine weitere Schlacht gesammelt hatten. Ich achtete nicht auf meine bekleckerte Hose, mein Blick blieb starr an meinem Wohnzimmerfenster kleben, dort stand immer noch das schöne, das bezaubernde blonde Mädchen und jetzt lächelte sie, ja, ich war mir sicher, dass sie über mein Missgeschick lachte. Nun drehte sie sich langsam um, winkte mir und ging vom Fenster weg. >Nein!!< dachte ich, >warte!< und ich sprang auf, lief so schnell ich konnte in meine Wohnung. Drei Stufen in einem Satz nehmend hastete ich die Treppe hinauf. >Sie muss noch da sein< dachte ich >sie kann nirgendwo rausgegangen sein. Ich wollte die Wohnungstür einfach aufreißen, aber sie war versperrt, ebenso wie es meine Gewohnheit war, und wie ich sie auch beim Verlassen abgeschlossen hatte. Es dauerte etwas bis ich mit meinen aufgeregt zitternden Fingern das Schloss bezwingen konnte. Ich sprang hinein, mit drei Schritten rutschte ich ins Wohnzimmer.

Nichts, niemand, leer.

Hastig durchsuchte ich meine Wohnung, nichts, Bad, Küche, Abstellraum, Klo, alles leer. Da bemerkte ich die Wohnungstüre. In der Eile hatte ich sie nicht geschlossen, sofort fiel mir ein, dass sich mein Phantom im Bad versteckt haben könnte und als ich ins Wohnzimmer gehastet war, leise hinausgeschlichen sein könnte. Mit geringer Hoffnung suchte ich noch im Stiegenhaus, der Waschküche, dem Dachboden und dem Keller.

Bedrückt kehrte ich in den Hof zurück, schubste die frechen Mädchen aus der Hängematte, rollte sie zusammen, musste mich um einen Euro für ein Eis erpressen lassen, um das Versteck

meines Radios zu erfahren. Als ich den Hof durchquerte, glaubte ich, noch einmal kurz etwas rotes, einen Teil des Kleides an meinem Fenster aufblitzen gesehen zu haben. Ich versuchte nicht darauf zu achten. Entweder trieb da jemand einen üblen Scherz mit mir, oder ich begann langsam in einen Wahn abzurutschen.

Am Abend hatte ich keine Lust mehr auszugehen. Ich schenkte mir ein Glas Wein ein, machte es mir vor dem Fernseher gemütlich.

In einer Werbepause wollte ich mir Wein nachschenken und mir etwas zum Knabbern holen. Im dunklen Vorzimmer stolperte ich und etwas verfring sich zwischen meinen Beinen.

Der Mob.

Das Ding hatte ich vollkommen vergessen. Ich nahm ihn auf, wollte ihn in den Abstellraum bringen, aber ich überlegte es mir anders, ich würde ihn morgen einweihen, indem ich die Küche aufwischte, schließlich hatte diese es nötig. Als ich den Mob in die Küche trug, fühlte ich, dass da am Griff etwas eingeritzt war.

+ANNA+

war knapp unterhalb des schwarzen Griffstückes, in den roten Lack der Federstahlstange gekratzt worden.

Anna, dachte ich, wer mag wohl diese Anna gewesen sein? Eine junge Mutter, die mit dem Wischgerät, das sie wahrscheinlich zur Hochzeit erhalten hatte, vor vierzig Jahren ihre eigene und auch noch fremde Wohnungen wischte, um das kleine Einkommen aufzubessern, während ihr Mann in der Kneipe oder am Fußballplatz besoffen herumlungerte, und sich einen Dreck um die Kinder kümmerte. >Wie komm ich den jetzt auf diese Geschichte< dachte ich, während ich mir mein Weinglas füllte, und um Küchenschrank nach etwas Essbarem kramte. Es könnte auch eine glückliche Ehe gewesen sein, überhaupt, vielleicht hatte sie den Mob nie in der Hand gehabt, vielleicht waren seine Wischhaare ausgefranst, als ihr Mann mit ihm die Einrichtung zertrümmerte, als er nach einem harten Arbeitstag nach Hause gekommen war und seine hübsche, faule Frau mit einem anderen im Bett erwischt hatte. Aber dagegen sprach der Name, der in die Stange eingeritzt worden war. Eine schlampige Frau würde nicht darauf bedacht sein, ihre Haushaltsgeräte zu markieren.

„Anna!“ sprach ich leise vor mich hin, als ich mit dem Weinglas in der einen Hand und der Schüssel Chips in der anderen mich auf dem Weg zum Fernsehsessel machte.

Ich erstarrte.

Zuerst rutsche mir das Weinglas aus der Hand, es landete klirrend auf dem Küchenboden, der Wein spritze mir auf die Hose, die nackten Füße, den kleinen Teppich vor der Abwasch und die Küchenkästen. Ich stand mit offenem Mund und aufgerissenen Augen eine ganze Weile da. Der Augenblick, in

dem mir bewusst wurde, dass ich weder träumen würde, noch stockbesoffen sei, war, als sie ein paar Schritte auf mich zu kam, mir die Schüssel mit den Chips aus der Hand nahm, bevor mir diese auch noch auf den Boden gefallen wäre. Nun hätten nur noch meine Augen auf dem Boden aufschlagen können, und ich glaube ich war auch nahe daran, das Bewusstsein zu verlieren. Sie stand tatsächlich vor mir, war gekommen, war plötzlich in meiner Küche, dort, wo ich eben den Mob abgestellt hatte. Sie war noch schöner, als mich der kurze Blick am Flohmarkt erahnen ließ. Die blonden Locken fielen ihr keck ins glatte, junge Gesicht, das mit einer frechen spitzen Nase und einem beinahe herzförmigen Mund verziert war. Zwischen den Locken blitzten zwei blassblaue, große Augen hervor, umrahmt von nach oben gebogenen Wimpern, die, wenn sie vor Schreck oder Freude die Lider nach oben schlug, sich in den schmalen Augenbrauen verfangen. Sie trug das rote Seidenkleid, unter dem sich eine gertenschlanke Figur und zwei faustgroße, knackige Brüste abzeichneten.

Sie legte ihren Zeigefinger an die Lippen um mir zu deuten, dass ich nicht sprechen müsste, was mir in dem Moment auch nicht möglich gewesen wäre. Ich hatte genug damit zu tun, meine Atmung und meinen Herzschlag aufrecht zu erhalten und mir zu überlegen, ob ich mich über die Erscheinung freuen sollte, oder ob der Sicherheit den Verstand verloren zu haben, deprimiert zu sein.

Sie führte mich ins Wohnzimmer, setzte sich neben mich, strich mir ab und zu mit der Hand durchs Haar und sprach nichts.

Bis heute nicht.

Sie ist noch immer da, gut wir sind uns schon bald nach dem denkwürdigen Abend näher gekommen, wir lieben uns beinahe täglich in einer Intensität, wie ich noch nie mit einer Frau verschmolzen war. Dass sie nicht sprechen kann, verunsicherte mich nur anfangs. Bald erkannte ich, dass wir uns ohne Worte verstehen, und verständigen können. Sie war mit beinahe allem einverstanden, was ich vorschlug und sowohl was das Essen, den Sex und die Freizeitgestaltung anlangt, hat sie den selben Geschmack wie ich. Ich war sehr stolz, als ich mich mit ihr erstmals in der Öffentlichkeit zeigte. Für diesen Anlass hatte ich ihr ein besonders schönes, blumengemustertes Sommerkleid gekauft, das ihre Figur, so fand ich, unheimlich gut zur Geltung brachte. Beinahe zu gut, denn nicht nur die Männer starrten sie bei unserem ersten Spaziergang unverhohlen an und tuschelten hinter unserem Rücken.

Hin und wieder konnte sie sich auch zickig geben, wenn ihr nicht passte, dass ich zur Arbeit musste, oder zu lange telefonierte, lehnte plötzlich nur der alte Mob in der Küche. Doch ich fand bald heraus, wie ich sie wieder zu mir holen konnte. Ich musste nur ganz zärtlich ihren Namen sagen, schon stand sie wieder in ihrer ganzen Schönheit vor mir. Als ich eines

Abends neckisch mit ihrem Namen jonglierte, kam ich hinter das Geheimnis, sie wieder in den Mob zurückzuverwandeln. Ich musste nur ihren Namen rückwärts sprechen.

Das mag verrückt klingen, denn schließlich ergibt der Name „ANNA“ sowohl vorwärts, als auch rückwärts gesprochen das gleiche Wort. Aber es kommt auf die Betonung an. Beim Rückwärtssprechen betone ich das erste A lange, wie man es sonst spricht, wenn das A der Ausklang ist, und das zweite A schließe ich knapp ab. Das erfordert einige Übung, doch mittlerweile gehen mir beide Annas schon so locker über die Lippen, dass ich aufpassen muss, dass ich, wenn ich sie nur auf etwas aufmerksam machen will, sie nicht in den Mob verwandle.

Ich bin glücklich mit Anna.

Ja, das kann ich ohne Einschränkung ausrufen. Glücklicher als ich es je mit einer Frau, ich meine mit einer anderen Frau war. Sie hat mein Leben in ein besseres verwandelt, sie hat das Blatt gewendet und das Glück, das sich seit meiner Scheidung in eine Gletscherspalte gerutscht war, geborgen.

Es gab auch schwere Zeiten, doch selbst in diesen schaffte es Anna, mit ihrem Mut, ihrem Starrsinn und ihrer Schönheit, jedes Mal das Ruder herumzureißen und das Schiff unserer Liebe in einen günstigen Wind zu steuern.

Wie damals, als wir gerade einen Monat glücklich vereint waren. Ich genoss einmal mehr den frühen Abend in meiner Hängematte, als ich erschreckt zusammenzuckte. Auf den zweiten Blick erkannte ich einen Kollegen, der auch in meinem Wohnhaus eine Bude hatte. Er hatte blitzartig an meiner Liegestatt gezogen, und mich dadurch aus meinen Gedanken gerissen hatte. Wir tauschten ein paar Belanglosigkeiten über den Dienst, als er seine Stimme dämpfte, näher an mich herankam und beinahe flüsterte: „Du noch was,“ es war offensichtlich, dass er nicht genau wusste, wie und wo er die richtigen Worte finden könnte. Er überflog die Fensterfronten unseres Hauses, wie ich anfangs dachte, um dort jemandem zu finden, der ihm helfen hätte können, die passenden Worte zu sammeln, aber er versicherte sich nur, dass uns niemand hören könnte. „Die Nachbarn reden über dich, weil...na du weißt schon, der Mob.“ presste er peinlich berührt heraus.

„Der Mob ist mir egal, sollen die Idioten doch über mich erzählen was sie wollen.“

Paul verstummte. Verwirrt und verlegen starrte er mich an, er war sich anfangs nicht sicher, ob ich ihn verarschte, doch als ihm klar wurde, dass ich ihn einfach nur falsch verstanden hatte, hielt er mich an den Schultern und fuhr eindringlich fort.

„Ich mein deinen Mob, den Besen. Die Leute erzählen sich da so Geschichten. Ich hab dich auch schon damit wandern gesehen und jetzt tratscht die alte Kratowetz herum, dass sie dich gesehen hätte, wie du den Mob im Stiegenhaus geküsst hättest.“

Ich ging gar nicht auf seine neugierigen Tratschmeldungen ein. Ich lehnte mich wieder gemütlich in der Hängematte zurück, hob das Buch demonstrativ wieder an, um Paul damit anzudeuten, dass mich derartige Gerüchte nicht im Mindesten berührten, und aus mir in dieser Angelegenheit, ohne handfeste Beweise, kein Geständnis rauszukitzeln wäre.

Paul schickte sich an zu gehen, dabei machte er einen letzten Versuch „Mir ist es ja wurscht. Aber vergiss nicht, hier wohnen zu 90 Prozent Kollegen, und es wird viel getratscht. Mach dich auf unangenehme Fragen gefasst.“

Ich glaube nicht dass Paul mich damals verpetzt hat, in jedem Fall musste ich bei meinem nächsten Dienst zum Rapport melden. Mein Oberst versuchte sehr umsichtig und feinfühlig zu sein. Er war ein verständnisvoller Mann und hatte zudem keine Beweise, womit er sich auf dünnem Eis bewegte. Zum Abschluss überreichte er mir eine Vorladung beim Amtsarzt. Er begründete diese mit meinem privaten Stress, der Scheidung, dass ich schließlich sehr an meinen Kindern hängen würde, mehr wie die meisten Väter. Er habe, so erinnerte er mich, schon damals, als ich die Geburt meines ersten Kindes meldete, mir die besonderen Glückwünsche für die Kinder ausgesprochen, denn diese würden einen besonderen Vater bekommen, nicht nur einen Vater sondern einen Freund und Spielkameraden. Ich solle bis zum Amtsarzttermin einfach zu Hause bleiben, die Ruhe würde mir gut tun.

Die zwei Wochen bis zum Arzttermin waren der Himmel. Es war der reinste Honeymoon. Und das hatte ich, einmal mehr, Anna zu verdanken. Ich hätte nie Urlaub bekommen und so hatte ich frei, ohne dass ich mein wertvolles Urlaubskonto antasten musste.

Der Amtsarzt war sichtlich überfordert, was kaum verwunderte, war in seiner Zivilpraxis die Gynäkologie sein Fachgebiet. Er entschied sich für die österreichische Lösung, die Angelegenheit aufzuschieben und ein Fachgutachten anzufordern. Bis zum Termin, der mir postalisch zugestellt werden würde, schrieb er mich, eines Burn-Out-Syndroms verdächtig, krank.

Ich verdanke dem Mann, und natürlich Anna, den schönsten Sommer meines Lebens. Es dauerte ewig, bis ich einen Termin beim Psychiater erhielt, und noch einmal solange, bis dieser sein Gutachten ausgearbeitet hatte, und sich meine Vorgesetzten über die Konsequenzen daraus schlüssig wurden.

Gut, ich kann mir vorstellen, dass meine Kommandeure eine harte Nuss zu knacken hatten, denn auch der Psychiater war nicht in der Lage, sich eindeutig festzulegen, ob ich nun nahe an der Grenze einer Psychose war, diese schon mit einem Fuß überschritten hätte, oder nur simulieren würde, um mir irgendeine Dienst erleichterung oder gar die Pensionierung, zu erschwindeln.

Dabei wollte ich dem Seelenanalytiker die Arbeit nur erleichtern. Angestachelt durch die schönen Wochen, beinahe den ganzen schönen Sommer, den ich mit meiner Geliebten Hand in Hand, Arm in Arm verbracht hatte, nahm ich Anna, zur leichteren Klärung der Angelegenheit, und weil ich einfach unheimlich stolz auf sie war, mit zum Arzt. Der staunte nicht schlecht, als ich ihm, den in den Akten nur in wagen Gerüchten und Anspielungen zitierten, Mob zeigte, ihn als meine Freundin vorstellte und versprach ihm das Geheimnis um das Haushaltsgerät zu verraten.

Mein lieber Oberst versuchte sehr rücksichtsvoll zu sein. Mit der psychologischen Feinfühligkeit eines Nashorns, veranlasste er mich mit einem plumpen Vorwand, ihm meine Waffe auszuhändigen. Dann hatte die Freundlichkeit auch schon ihr Ende. Eine Umfrage bei meinen Kollegen besagte, wie ich später von Paul erfuhr, 70 : 30 dass ich nur simulieren würde. Mein Kommandant entnahm ähnliches dem Gutachten, doch er wagte es nicht, einen möglicherweise dem Wahnsinn nahen Polizisten weiter mit 32 scharfen 9 Millimeter parabellum Teilmantelgeschossen durch die Straßen patroulieren zu lassen. Dummerweise hatte ich mir bis dahin auch keine dienstlichen Vergehen zu schulden kommen lassen, was ihn dazu zwang, mir höflich, beinahe bittend, anzubieten, künftig einen Tagdienstposten im Innendienst anzutreten.

Er klärte mich darüber auf, dass er mich nicht würde zwingen können, doch das würde eine Reihe weiterer Untersuchungen nach sich ziehen und durch meine lange Abwesenheit würden mir sodann auch schwere finanzielle Einbußen bevorstehen. Ich erbat mir einen Tag Bedenkzeit. Zu Verlockend erschien mir ein weiterer Liebesurlaub mit Anna. Doch Anna war, wie immer, vernünftiger als ich. Und sie hatte, wie so oft, recht. Ich würde nicht jünger werden, die Nachtdienste nagten schon jetzt sehr an meinem Körper. Es würde auch immer schwieriger werden einen Innendienstjob zu ergattern, bei den strengen Einsparungen der Behörde. Außerdem würde ich, bei einem geregelten Tagesablauf, meine Kinder öfter sehen können.

Die Kinder. Diese schwere Prüfung stand mir damals noch bevor. Nächtelang zerbrach ich mir den Kopf, wie ich ihnen ihre Stiefmutter vorstellen könnte. Anna lächelte lediglich, zog mich an sich, wischte mir die Sorgenfalten aus dem Gesicht und blies mit geschicktem Zungenschlag, die Wolken in meinem Kopf in alle Winde. Anna schlug mir vor, sie einfach mit den Kindern alleine zu lassen. Als ich mit meinen Lieben in meiner Wohnung eintraf, klopfte mir das Herz bis zum Hals. Ich log, dass ich noch schnell einkaufen müsste und schlüpfte hinaus. Zehn Minuten später kam ich zurück, legte mein Ohr an die Wohnungstüre und war erleichtert. Die Kinder lachten und brüllten vor Vergnügen. Anna hatte es geschafft.

Natürlich, wie hatte ich nur an ihr zweifeln können.
Ich versuchte ebenso unauffällig in die Wohnung zu schlüpfen,
wie ich gegangen war, da ritten mir meine Kinder schon
entgegen. Mit Hurra und Juhu flogen sie auf Anna durch die
Wohnung.

Das war sie, die ganze Geschichte. Die Geschichte eines Zufalls,
eines Mobs und einer Liebe, die mein Leben veränderte.
Heute schiebe ich tagsüber meine ruhige Kugel in der
Materialverwaltung, zuständig für den Vorrat an
Plexiglasschilden, Helmen, Schienbeinschützern, Brustpanzern,
Gummiknüppel lang, Gummiknüppel kurz, und allerlei
Firlefanzen, der den armen Grünschnäbeln in den grünen Bussen
gegen die Beine rollt.

Gestern traf ich Paul. Er bohrte, und stänkerte, ich solle ihm
doch die Wahrheit sagen, er würde wetten, dass ich nur eine
Show, eine verdammt gute Show abgezogen hätte, um mich vor
dem verdammt Wechseldienst drücken zu können. Als ich
ihm versicherte, dass ich nicht wüsste, welche Show er meinen
würde, wurde er ärgerlich, ich solle ihn nicht für dumm
verkaufen und die Karten auf den Tisch legen.
Ich sah auf meine Uhr und erklärte ihm, dass es Zeit würde für
mein Abendessen. Er ließ nicht locker, hänselte mich, versuchte
mich mit Beleidigungen aus der Reserve zu locken. Meine
Wahrheitsbeteuerungen lehnte er ebenso ab, wie die Einladung
zu Annas einmaligen Lambraten.
Paul zweifelt wohl immer noch, ich hingegen bin mir sicher,
Paul, und alle, die hinter unserem Rücken tuscheln, die uns
schief ansehen, die uns dumme Blicke zuwerfen, die uns offen
auslachen, sich aber später zu Hause bis aufs Blut streiten, die
mießmütig ihren ungeliebten Job abbiegen, alle diese Normalos
sind verrückt.

ENDE